



SEBASTIAN DONAT

## **Goethe – Bildungspraxis eines Autodidakten**

Vorblatt

### **Publikation**

Erstpublikation: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 5 (1999), S. 9-30.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

URL: <[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/donat\\_bildungspraxis.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/donat_bildungspraxis.pdf)>

Eingestellt am 12.07.2004

### **Autor**

Dr. Sebastian Donat

Ludwig-Maximilians-Universität München

Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft

(Komparatistik)

Schellingstr. 3

80799 München

Emailadresse: <[s.donat@lrz.uni-muenchen.de](mailto:s.donat@lrz.uni-muenchen.de)>

### **Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Sebastian Donat: Goethe - Bildungspraxis eines Autodidakten (12.07.2004).

In: Goethezeitportal. URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/donat\\_bildungspraxis.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/donat_bildungspraxis.pdf)>

(Datum Ihres letzten Besuches).

Sebastian Donat

## Goethe – Bildungspraxis eines Autodidakten

Was soll man erwarten, wenn GOETHE, das vielleicht letzte Universalgenie<sup>1</sup>, unter dem Aspekt der *Bildung* untersucht wird? Scheint doch gerade zu seinem *Bildungsbegriff* mehr als genug geschrieben und gesagt worden zu sein. Hinzu kommen die *Bildungsfolgen* GOETHES, die in der Tat unübersehbar sind. Vom Konzept des *Bildungsromans* und dem kaum von GOETHES Werken (zumindest im Bücherschrank) zu trennenden *Bildungsbürger* bis hin zu der nicht nur Germanistik-Bibliotheken und ihre Benutzer prägenden Epochenbezeichnung *Goethezeit*. Zwar werden Bildungsroman, Bildungsbürger und Goethezeit immer häufiger unter kritischem Vorzeichen gesehen, doch zeugt diese Diskussionswürdigkeit eher von der Vitalität als von der Überlebtheit des Bildungsguts GOETHE.

Hier sollen nun keine weiteren GOETHE-Büsten nach Weimar (bzw. in bildungsbürgerliche Wohnzimmer) getragen werden, noch wird angestrebt, den Jubilar endgültig als hoffnungslosen Dilettanten und universellen Nichtskönner zu entlarven. Es geht vielmehr darum, in einer Mischung aus unumwundenem Respekt vor der Vielfältigkeit seiner Tätigkeitsfelder einerseits und nahezu ausschließlicher Neugierde bezüglich der *Motivation* GOETHES für diese Beschäftigungen andererseits ein kaleidoskopartiges Bild zu entwerfen. Weder Bildungsgang noch -begriff GOETHES (JANNIDIS 1996) samt ihrer pädagogischen Nutzbarmachung (z.B. BÖHME 1991) stehen damit im Zentrum des Interesses, sondern seine je konkrete – und, wie sich zeigen wird, alles andere als unstrukturierte – *Bildungspraxis*.

### 1 Goethes nichtakademisches Bildungs-Alphabet

Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis von GOETHES Werken führt wohl selbst beim größten Skeptiker zum Erstaunen, wenn nicht zu massiven Minderwertigkeitsgefühlen. Offenbart er doch seine Beschäftigung mit: Anatomie, Archäologie, Architektur, Ästhetik, Astronomie, Ballonflug, Bergbau, bildender Kunst, Botanik, Bühnentechnik, Chemie, Farbenlehre, Gartenkunst, Geologie, Geschichte, Industrie, Jurisprudenz, Landwirtschaft, Literaturkritik, Magnetismus, Mathematik, Medizin, Meteorologie, Militärwesen, Mineralo-

---

<sup>1</sup> Diese Untersuchung stützt sich vor allem in den Beispielen für GOETHES Bildungspraxis im zweiten Teil auf DONAT/BIRUS 1999.

gie, Morphologie, Musik, Mythologie, Nationalökonomie, Numismatik, Optik, Orientalismus, Osteologie, Pädagogik, Philosophie, Physiognomik, Poetik, Politik, Religion, Reproduktionstechnik, Schauspielkunst, Sprachen, Tonlehre, Übersetzung, Verwaltungswesen, Wasser- und Wegebau sowie Zoologie.<sup>2</sup> Ein wahrhaft furchteinflößendes (und dabei nur auszugswaises!) Bildungs-Alphabet.

Aber schließlich – so mag man einwenden – kam GOETHE zu einem mit so manchen dieser Themenbereiche ‚nur‘ als Weimarer Minister, also ‚rein beruflich‘ in Kontakt und hatte zum anderen über die Hälfte seines 82½-jährigen Lebens (nachdem ihn HERZOG CARL AUGUST 1788 von der Mehrzahl seiner Verwaltungsaufgaben entbunden hatte) bei ausreichender finanzieller Absicherung Zeit, sich nach und nach mit den verschiedensten Wissensbereichen zu beschäftigen. Diese Reduktion einer nahezu universalen Wissens-Synchronie auf eine vielleicht beachtliche, aber keinesfalls außergewöhnliche – und zudem noch teilweise ‚äußerliche‘ – Bildungs-Diachronie läßt sich aber so nicht halten. Führten doch einerseits die ‚beruflichen Weiterbildungsanforderungen‘ an GOETHE in den meisten Fällen zu einem beträchtlichen ‚inneren‘ Engagement, das sich andererseits – wie auch bei den von vornherein ‚privaten‘ Interessen – fast immer über Jahre und Jahrzehnte erstreckte. Das daraus resultierende umfassende simultane Beschäftigungs- und damit Wissensspektrum ist charakteristisch für den späten GOETHE. Es zeigt sich besonders eindrucksvoll in Moment- bzw. Kurzeitaufnahmen seiner Beschäftigung in der letzten Lebensphase, beispielsweise in ERICH TRUNZ’ *Ein Tag aus Goethes Leben* (TRUNZ 1999), der Rekonstruktion des 12.4.1813, oder in der erst kürzlich entdeckten Agenda vom November und Dezember 1827 (DONAT 1999).

Dennoch ist das angeführte Bildungs-Alphabet zu relativieren. Zunächst hinsichtlich der Quantität und Qualität der Auseinandersetzung GOETHES mit den einzelnen Wissensgebieten: Seine Arbeiten zur Farbenlehre, die 1810 in seinem umfangreichsten Werk überhaupt kulminierten und ihn buchstäblich bis zum Lebensende beschäftigten, sind schwerlich auf die gleiche Stufe zu stellen wie die wenigen verstreuten und zudem offenkundig einseitigen Bemerkungen zur Mathematik. Die Tatsache, daß Themen wie „Goethe und die Mathematik“ trotz ihrer Marginalität auf Forschungsinteresse stoßen (DYCK 1961), führt zu einer zweiten Einschränkung. So manche Einträge seines

---

2 Zweifelnde seien verwiesen auf die entsprechenden Artikel in einschlägigen Lexika, z.B. VON WILPERT 1998.

Bildungs-Alphabets kommen nur dadurch zustande, daß wir so viel über GOETHE a) wissen und b) wissen wollen.

Zum Punkt a) hat er selbst vor allem in den letzten Jahrzehnten seines Lebens nicht unwesentlich beigetragen.<sup>3</sup> Man denke nur an *Dichtung und Wahrheit* (1811–1814), weitergeführt in den *Tag- und Jahreshften als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse* (1830), die *Campagne in Frankreich*, *Die Belagerung von Mainz* (beide 1822), die autobiographischen Beiträge in seinen späten Zeitschriften *Ueber Kunst und Alterthum* (1816–1832) und *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* (1817–1824), den von ihm selbst seit 1824 herausgegebenen *Briefwechsel mit Schiller* (nur die Spitze des Eisberges seiner umfangreichen und wohlarchivierten Korrespondenz), die *Italienische Reise* (1829), seine wohl zunehmend auf eine spätere Veröffentlichung ausgerichteten minutiös geführten Tagebücher und nicht zuletzt an die Gesprächskreise, deren (von GOETHE gewußte, ja zum Teil kalkulierte) Aufnahme- und Überlieferungswilligkeit in der Person JOHANN PETER ECKERMANNs kulminiert.<sup>4</sup> Hinsichtlich der Quellen herrscht damit wahrlich kein Mangel: Neben den 133 Bänden der „Weimarer Ausgabe“ seiner Schriften und Briefe, den Dokumenten seiner amtlichen Tätigkeit sowie – nicht zu vergessen – seinen über 2.500, sieben Bände füllenden Zeichnungen<sup>5</sup> steht dem an Schaffens- und Lebenszeugnissen von und über

- 
- 3 Um die ‚klassischen‘ Zitate GOETHES über sein autobiographisches Schreiben (z.B. *Dichtung und Wahrheit* als „gewagter Versuch“, sein veröffentlichtes Werk als „Bruchstücke einer großen Konfession [...] vollständig zu machen“ [FA I 14, S. 310] oder sein Bekenntnis im Brief an WILHELM V. HUMBOLDT vom 1.12.1831: „ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich“ [FA II 11, S. 494 f.]) durch eine so ironische wie (zumindest im heutigen Sprachgebrauch) frivole Äußerung über die Arbeit an den *Tag- und Jahreshften* zu ergänzen: „Seit der Zeit hab ich fortgefahren, den Epitomator [Verfasser eines Auszugs] mein selbst zu machen: denn es ist gewissermaßen noch lustiger, ein vorliegendes Leben als ein vorliegendes Buch auszuziehen.“ (Brief GOETHES an SULPIZ BOISSERÉE vom 27.1.1823, FA II 10, S. 14)
- 4 Wie die von GOETHE um sich gescharte Gesellschaft auf Außenstehende wirkte, wird in einer Schilderung WILHELM ZAHNS über ein Mittagessen im Haus am Frauenplan am 7.9.1827 deutlich: „Goethe leitete [die Unterhaltung] meisterhaft [...]. Um ihn saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief, denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte, und Eckermann entrollte sich als ein endloser Zitatknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien.“ (FA II 10, S. 530)
- 5 Mit der Zusammenstellung von sechs Zeichnungen und Gedichten *Radirte Blätter, nach Handzeichnungen von Goethe* (hrsg. von KARL AUGUST SCHWERDGEBURTH, Weimar 1821) hatte GOETHE – freilich unter dem Eingeständnis, daß diese Skizzen „ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können“ (FA I 21, S. 278) – auch Bruchstücke seines

GOETHE Interessierten eine nahezu unübersehbare Fülle von Materialien zur Verfügung. Um nur einige ‚Klassiker‘ zu nennen: ECKERMANNs dreiteilige *Gespräche mit Goethe*, die über 7.500 Einträge umfassende „Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang“ *Goethes Gespräche* (BIEDERMANN/HERWIG), ergänzt durch die Außenperspektive von WILHELM BODES *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen* (BODE) mit knapp 2.500 mehr oder minder indiskreten Zeugnissen. Kein Wunder, daß NICOLAS BOYLE seine große Goethe-Biographie mit dem Satz eröffnete: „Wahrscheinlich wissen wir über Goethe mehr als über irgendeinen anderen Menschen.“ (BOYLE 1999, S. 7)

Doch reicht b) dieses Angebot allein noch nicht aus, es muß auf eine entsprechende Nachfrage stoßen. Und diese hängt weniger mit der Quantität des Überlieferten zusammen – wiewohl die rezeptionsgeschichtliche Lesart des *Faust*-Verses „Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ (*Faust I*, V. 97, FA I 7/1, S. 17)<sup>6</sup> auch nicht ganz von der Hand zu weisen ist –, als vielmehr mit seiner Qualität. Letztere wiederum läßt sich mit dem Stichwort *Anschlußfähigkeit* charakterisieren: Offensichtlich spricht auch heute noch manches von dem, was GOETHE vor über 150 Jahren schrieb, ästhetisch, emotional und intellektuell viele an. Dabei darf freilich die Eigendynamik einer Kanonisierung in Wissenschaft und Publizistik wie auch auf dem Buchmarkt nicht unterschätzt werden – gerade im Jubiläumsjahr bedarf dies wohl keiner weiteren Kommentare. Trotzdem bleibt festzuhalten: Weil GOETHE uns noch immer viel zu sagen hat, wird immer noch viel über ihn gesagt und geschrieben. Daß dieses Interesse teilweise kuriose Blüten treibt – vom Beginn des Artikels „Aachen“, dem ersten Stichwort im ehrenwerten *Goethe-Handbuch* (allerdings in der vorletzten Ausgabe): „Aachen selbst hat Goethe nie besucht“ (ZASTRAU 1961, Sp. 1)<sup>7</sup> bis zur Monographie über *Goe-*

---

zeichnerischen Werks dem Publikum zugänglich gemacht. Trotz ihrer zurückhaltenden Art erschien diese Selbstopäsentation kritischen Zeitgenossen wohl tatsächlich als ungehöriger Striptease, wie LUDWIG BÖRNES Brief an JEANETTE WOHL vom 25.11.1821 deutlich macht: „Und Herr Goethe, was ist das für ein Mensch! Welcher Hochmut, welche Hoffart! Jetzt läßt er alle [!] seine Handzeichnungen, wie sie wohl jeder aus seiner Jugend aufzuweisen hat ..., im Kupferstiche erscheinen. Der verkauft noch seine Windeln spannenweise. Pfui!“ (BODE, Bd. 3, S. 108, Nr. 2119)

6 Künftig zitiert nach dieser Ausgabe unter Angabe der Versziffer.

7 Der zweite Satz dieses (immerhin mehr als zwei Spalten füllenden) Artikels ist nicht weniger kennzeichnend: „Doch spinnen sich in Leben, Dichtung, geschichtlicher Kenntnis und Anteilnahme manche Fäden dahin.“ (ZASTRAU 1961, Sp. 1) Er macht deutlich, daß aufgrund des allumfassenden Interesses die zweite Position des Titelschemas „Goethe und ...“ nahezu beliebig gefüllt werden kann. Frei nach GOETHES Zahmem Xenion von 1820:

*the als Eisläufer* (GASSNER 1990) – ist gewiß ein willkommener Anlaß zur Belustigung, kann jedoch den Gegenstand selbst nicht diskreditieren.

Und schließlich – auf die Gefahr eines Zirkelschlusses – lohnt es sich gerade deswegen, viel über GOETHE wissen zu wollen, weil er über ein so immenses Wissensspektrum verfügte. Damit kommen wir auf die eingangs gestellte Frage nach seiner *Motivation* auf diesem offensichtlich erfolgreichen Bildungsweg zurück. „Mit Eifer hab’ ich mich der Studien beflissen; | Zwar weiß ich viel, doch möcht’ ich alles wissen.“ (V. 600 f.) Ein hehres Bildungsprogramm, wie es scheint, noch dazu aus des Meisters dichterischem Hauptwerk. Doch trifft es für ihn selbst zu, sehen wir GOETHE auf dem Lebensweg zur universellen akademischen Gelehrsamkeit? Oder gar als Miniaturausgabe bzw. Zerrbild dieses Ideals in der Art des JEAN-PAUL SARTRE in *La Nausée* beschriebenen Autodidakten, der seinen Bildungshunger durch alphabetisches Abarbeiten der Regale einer öffentlichen Bibliothek stillt?

Eine offensichtlich falsche Spur, wie bereits ein Blick darauf zeigt, *wer* im Drama diese Verse spricht. Denn es ist nicht der erkenntnis- und erfahrungshungrige Titelheld, der diesen Wunsch äußert, sondern sein Famulus WAGNER, von FAUST als der „trockne Schleicher“ (V. 521) und „ärmlichste [...] von allen Erdensöhnen“ (V. 609) bezeichnet. Diese Berufung auf die Rollengebundenheit der angeführten Bildungsposition zielt freilich weder auf eine Identifikation zwischen GOETHE und FAUST, noch auf eine Reduktion WAGNERS zur ‚komischen Person‘.<sup>8</sup> Markiert doch (wohlgemerkt: nach dem ‚Urfaust‘) WAGNERS „Helles kaltes Wissenssch[aftliches] Streben“ (Paralipomenon 1, FA I 7/1, S. 577) durchaus eine ernstzunehmende, von FAUST selbst im Gespräch mit seinem Famulus während des Osterspaziergangs anerkannte Einstellung.<sup>9</sup> Eine vehement vertretene Gegenposition zu dieser „dezidierte[n] Trennung von Leben und Wissenschaft“ mit ihrem Verständnis von „Erfahrungsfülle [...] als optimale[r] Kenntnis der Primär- und Sekundärliteratur“ (MAYER 1969, S. 188) und – in der Erschaffung des Homunkulus – von „Praxis als geistige[r] Antizipation, die planmäßig verwirklicht werden kann“ (ebd., S. 194), sollte man angesichts seines vor allem im 2. Teil kaum noch erkenntnisorientierten und zudem nicht selten kalten Strebens vielleicht weniger beim Protagonisten des Dramas suchen.

---

„Im Auslegen seid frisch und munter! | Legt ihr’s nicht aus, so legt was unter.“ (FA I 2, S. 636)

8 Zur Position WAGNERS im Drama und in der Wissenschaftsgeschichte vgl. MAYER 1969.

9 Vgl. V. 1110–1112: „FAUST: Du bist dir nur des einen Triebs bewußt; | O lerne nie den andern kennen! | Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“.

Dafür um so eher bei seinem Schöpfer. Denn WAGNERS Ausrichtung auf die pergamentenen „Geistesfreuden, | Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt“ (V. 1105 f.) einschließlich des mit dem entsagungsreichen wissenschaftlichen Streben verbundenen sozialen Prestiges: der Zugehörigkeit zur Welt der Gelehrten und der „Verehrung [der] Menge“ (V. 1012) – beides kann auch für FAUSTS Entwicklung im Lebensabschnitt vor dem Einsatz des Dramas vorausgesetzt werden – ist GOETHE, wenn nicht völlig, so doch weitgehend fremd.

Wenn ihm wirklich einmal das Erreichen einer „akademischen Lehrstelle [...] das Wünschenswerteste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte“, dann bezog sich das zum einen nicht auf den vom Vater vorgeschriebenen Weg der juristischen Ausbildung, sondern auf die Beschäftigung mit „den Sprachen, den Altertümern, der Geschichte und allem was daraus hervorquillt“ (*Dichtung und Wahrheit*, FA I 14, S. 264). Zum anderen hing dieser Wunsch wohl nicht zuletzt mit der – für einen 16jährigen Studienanfänger kaum verwunderlichen – Attraktivität des professoralen *Status* zusammen. So schrieb GOETHE am 13.10.1765, also wenige Tage nach seinem Eintreffen in Leipzig, an seinen Vater: „Noch eins! sie können nicht glauben was es eine schöne sache um einen Professor ist. Ich binn ganz en<t>zückt geweßen da ich einige von diesen leuten in ihrer Herrlichkeit sah. nil istis splendidus, gravius, ac honoratus. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit, autoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios, sitiam.“<sup>10</sup> (FA II 1, S. 17)

Doch diese – wie gesehen, in bezug auf den Kontext zu relativierenden – Wünsche nach Erwerb und Verbreitung akademischer Bildung blieben episodenhaft. Der geplante Wechsel zur Philologie fand nicht statt (GOETHE hörte allerdings fachfremde Vorlesungen); und von einem besonderen, auf eine angestrebte universitäre Laufbahn hinweisenden Bildungseifer während des Jurastudiums kann wohl schon gar nicht die Rede sein.<sup>11</sup> Selbst ERNST

10 „Nichts Glänzenderes, Würdevolleres, Ehrevolleres als sie. Ihr Ansehen und ihr Ruhm hat die Schärfe meiner Augen und meines Geistes so geblendet, daß ich nach keinen anderen Ehren als nach denen einer Professur dürste.“ (FA II 1, S. 578)

11 Vgl. die nüchternen Bemerkungen GOETHES in *Dichtung und Wahrheit* über sein Verhältnis zum Jurastudium, wie z.B.: „Das Juristische trieb ich mit so viel Fleiß als nötig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu absolvieren“ (FA I 14, S. 492) oder: „das eigentliche Wissen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu diesen Gegenständen“ (ebd., S. 515). Beziehen sie sich erst auf die Examenszeit in Straßburg (1771), so spricht einiges dafür, schon GOETHES um 1767 in Leipzig entstandene Übersetzung des Eröffnungsdialogs von CORNEILLES Komödie *Le Menteur* im Zusammenhang mit der Unzufriedenheit über sein Studium zu sehen. Die Eingangsverse lauten: „Gehab die wohl o Jus! wir

WEINECK, der in seiner Dissertation GOETHE aufgrund seines Bildungsganges und -konzeptes zum „Erzieher seines Volkes“, ja zum „Menschheitserzieher“ (WEINECK 1911, S. 71) aufbauen wollte, konnte sich dabei nicht auf die Studienzeit in Leipzig und Straßburg berufen, sondern mußte (als Schuldirektor mit akademischen Ambitionen wohl zähneknirschend) von den Äußerungen GOETHEs zum Privatunterricht im Elternhaus ausgehen.

In einer akademischen Karriere ist also die Motivation für seine immensen Bildungsbemühungen offensichtlich nicht zu finden.

Zu diesem negativen Befund paßt GOETHEs nachuniversitärer beruflicher Werdegang: Im Anschluß an die – bereits wenig ernsthaft betriebene – Promotion zum „Lizentiaten der Rechte“<sup>12</sup> (seine Doktordissertation war zuvor wegen politischer und religiöser Bedenken von der Fakultät abgelehnt worden) arbeitete er in Frankfurt knapp vier Jahre als Rechtsanwalt und folgte dann dem Ruf CARL AUGUSTs in das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, wo er 1776 eine steile Laufbahn als leitender Beamter begann. Zwar hatte GOETHE nach der Rückkehr aus Italien in erheblichem Umfang mit dem Universitätsbetrieb zu tun – 1809 kulminierte dies in der Übernahme der zentralen Verwaltung der künstlerischen und wissenschaftlichen Institute des Landes (zusammen mit CHRISTIAN GOTTLÖB VON VOIGT) –, doch eben nicht als Wissenschaftler, sondern als Minister.

Für seine Entscheidung gegen eine akademische Karriere erhielt GOETHE auch reichlich ‚Bestätigung‘ von Seiten des etablierten Wissenschaftsbetriebs. Seine Mitgliedschaft in Vereinen, wie der „Mineralogischen Sozietät zu Jena“, der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ oder der „Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“, die ihm zu Ehren benannten Steine (Nadeleisenerz „Goethit“, 1806) und Pflanzen (Malvenart „Goethea“, 1823) und auch die 1825 verliehenen Ehrendoktorwürden der philosophischen und medizinischen Fakultät der Universität Jena können nicht darüber hinwegtäuschen, daß GOETHE vor allem im Bereich der Naturwissenschaft in der zeitgenössischen Gelehrtenwelt kaum anerkannt war (KREUTZER 1980). Noch 1831 mußte er dies in der deutsch-französischen Ausgabe des *Versuchs über die Metamorphose der Pflanzen* selbst eingestehen:

„Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich, im Vaterlande und auch wohl auswärts, als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit

---

sind nunmehr geschieden; | Dem Himmel sey's gedanckt, mein Vater ist's zufrieden. | Der Übergang ist schnell, unglaublich scheint er mir, | Noch gestern ein Student, und heut ein Cavalier.“ (DGZ, Bd. 1, S. 15)

12 Zum Zustandekommen und Inhalt der Promotionsthesen vgl. RADBRUCH 1955.



großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen, emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.“ (FA I 24, S. 751 f.)

Ist hier trotz der altersmilden Formulierung GOETHEs Enttäuschung über die weitgehend ausgebliebene Würdigung, ja auch nur Wahrnehmung seiner naturwissenschaftlichen Studien unverkennbar, so hatte sich – vor allem im Zusammenhang mit der *Farbenlehre* – seine halb gewollte, halb ungewollte Außenseiterposition<sup>13</sup> zwei Jahrzehnte zuvor weit heftiger in einer entschiedenen Ablehnung des etablierten akademischen Betriebs geäußert. 1810 brandmarkte er in der *Konfession des Verfassers* im historischen Teil der *Farbenlehre* „die Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden [...], diesen Handwerkssinn, der wohl etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann“ und sprach von „dünnlicher Selbstgefälligkeit“ (FA I 23/1, S. 982) der Gelehrten wie der Fachzeitschriften. Noch deutlicher zeigt sich diese kritische Distanz in der Äußerung GOETHEs gegenüber JOHANNES DANIEL FALK am 26. 2. 1809:

„Auf unseren Kathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. [...] Das meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Zitaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehelter Weg ist.“ (BIEDERMANN/HERWIG, Bd. 2, S. 424 f., Nr. 2916)

Welcher Weg war aber nun GOETHEs Meinung nach der richtige? Was hielt er der akademischen „Bücher- und Stubengelehrsamkeit“, dem „Klugwerden und Klugmachen aus nachgeschriebenen Heften“ (ebd., S. 426) entgegen? Es

13 Freilich lag es dem alles andere als demokratisch gesinnten GOETHE nahe, diese marginale als herausgehobene Position zu deuten. Vgl. z.B. die folgende Reflexion aus *Wilhelm Meisters Wanderjahren* („Aus Makariens Archiv“): „Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen daß er die Majorität gegen sich habe.“ (FA I 10, S. 759) In selbst eingestandener „Grobians-Laune“ formulierte er es im Gespräch mit KANZLER FRIEDRICH VON MÜLLER am 6.3.1828 noch drastischer: „die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens Ein gescheiter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten [die von GOETHE abgelehnte ‚plutonistische‘ Theorie über die Gebirgsentstehung durch vulkanische Aktivitäten] durchschaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß.“ (BIEDERMANN/HERWIG, Bd. 3/2, S. 255, Nr. 6119)

erscheint naheliegend, die Antwort auf diese Frage aus der Umkehrung des von GOETHE Kritisierten zu gewinnen: natürliche Vielfältigkeit des Behandelten statt künstlicher Spezialisierung in Disziplinen, Innovation statt Wiederholung, selbständig erworbenes statt reproduziertem Wissen, individuelle statt kollektiver Ausbildung, Beschäftigung mit realen Gegenständen statt mit vorgefertigten Konzepten, und dies alles bei Konzentration auf unmittelbare Anschauung statt auf Abstraktion.

Diese für GOETHE'S Bildungsvorstellung wohl unbestritten wichtigen Punkte helfen jedoch noch nicht viel weiter bei der Klärung der eingangs gestellten Frage nach der *Motivation* für seine intensive Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten Gebieten.

Wenn nachfolgend GOETHE'S *Bildungspraxis* anhand einzelner Beispiele unter dem Gesichtspunkt des jeweils konkreten Anlasses und Zwecks beleuchtet wird, so mag das zunächst weder angemessen, noch erfolgversprechend sein. Denn schließlich wird damit ein Aspekt in den Vordergrund gerückt, der gemäß GOETHE'S eigener Maxime zumindest im Bereich der (natur)wissenschaftlichen Studien eigentlich irrelevant sein sollte. Formuliert hat GOETHE diese Konzeption im 1792 verfaßten, aber erst 1823 veröffentlichten Aufsatz *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*. Dort wurde streng unterschieden zwischen der „natürliche[n] Art die Sachen anzusehen und zu beurteilen“ (FA I 25, S. 26) mit der hierfür charakteristischen interessegeleiteten Betrachtung<sup>14</sup> und der ungeachtet ihrer „hypothetische[n] Unmöglichkeit“ (ebd., S. 27) anzustrebenden ‚Objektivität‘ im Umgang mit den ‚Gegenständen der Natur‘ seitens der Wissenschaftler: „Es fehlt ihnen der Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens, diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen was ist und nicht was behagt.“ (Ebd., S. 26)

Trotzdem hat der vorgeschlagene Weg einiges für sich. Denn zum einen beschränken sich die folgenden Beispiele nicht auf das Gebiet der naturwissenschaftlichen Arbeiten, und zum anderen – bekanntlich steht bei GOETHE „nicht nur alles, sondern auch das Gegenteil“ (MUSCHG 1999, S. 179) – entspricht diese Herangehensweise einer anderen, nicht minder wichtigen unter seinen Maximen, dem Primat des „lebendigen Anschau[s] der Natur“ (*Die Absicht eingeleitet*, FA I 24, S. 392). Wenden wir also die GOETHE'Sche Skep-

---

14 „Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in Bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden.“ (FA I 25, S. 26)

sis gegenüber Konzeptionen auf ihn selbst an und werfen wir einige ‚lebendige‘ Blicke auf die ‚Natur‘ seiner Bildung. Daß aufgrund der Art der zur Verfügung stehenden Quellen (vor allem im Fall von GOETHEs eigenen bildungsgeschichtlichen Rückblicken) ein eigentliches Entrinnen aus den verschiedenen Konzeptualisierungen schlechthin unmöglich ist, liegt dabei freilich auf der Hand.

ADOLF MUSCHG hat jüngst GOETHEs Herangehensweise an das Studium der Natur unter dem Vorzeichen einer „Individualisierung der Wissenschaft“ gesehen (MUSCHG 1999, S. 191). Durchaus im Anschluß daran, aber bewußt ‚tiefergelegt‘, geht es im folgenden um Szenen aus der *Bildungspraxis eines Autodidakten*.

## 2 ‚Wunderliche Form‘ statt ‚lästiger Grammatik‘: Eigenmotivation beim Sprachenlernen

Nachdem GOETHE von seinem dritten Lebensjahr an zuerst eine Art Kindergarten und anschließend eine öffentliche Grundschule besucht hatte, wurde er ab 1756 zu Hause von Privatlehrern und seinem Vater unterrichtet, der nach Auskunft von *Dichtung und Wahrheit* „überhaupt lehrhafter Natur“ (FA I 14, S. 20) war und zu „didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen“ (ebd., S. 45) neigte. An diesem Umstand, wie auch an der Tatsache, daß sich die Ausbildung neben Schreibübungen, Religion, mathematischen Grundkenntnissen, aber auch Zeichnen, Klavierspielen, Fechten und Reiten vor allem auf Sprachen konzentrierte, ist in Anbetracht des zeitlichen und sozialen Kontextes nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Beeindruckend ist allerdings die Breite der philologischen Ausbildung: Von 1756 an erhielt GOETHE Unterricht in Latein, Griechisch, Französisch, Italienisch, Englisch, ‚Judendeutsch‘ und Hebräisch. Teile seiner schriftlichen Übungen – von ihm selbst nachträglich als *Labores Juveniles* bezeichnet – sind erhalten. Dazu gehören Übersetzungen nach JUSTIN, OVID und Briefen FRIEDRICHS II., von Fabeln ÄSOPS sowie Auszüge aus dem Alten Testament. Abgesehen von der Tatsache, daß dieses Heft überhaupt aufbewahrt wurde – ein typisches Beispiel für die oben skizzierte außergewöhnlich umfangreiche Quellenlage –, findet sich auch hier nichts, was den Schüler GOETHE besonders auszeichnen würde.<sup>15</sup> Konkrete, von außen gestellte Aufgaben wurden mehr oder weniger gut erledigt.

---

15 Vgl. DGZ, wo die *Labores Juveniles* in einer Reihe mit der Bibel, einem Bestandsverzeichnis der Bibliothek in GOETHEs Elternhaus usw. den „Semantischen Vorräten“ und nicht den eigentlichen Werken zugeordnet werden.

Gleichfalls im Zusammenhang mit dem Fremdsprachenunterricht zeigt sich jedoch auch eine grundsätzlich andere Herangehensweise. Im vierten Buch von *Dichtung und Wahrheit* beschreibt GOETHE, wie er 1762 einen Briefroman in nicht weniger als sieben Sprachen erfand:

„[Mein Vater hegte] eine neue Sorgfalt, daß auch das Englische hübsch in der Reihe der übrigen Sprachbeschäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer lästiger wurde, bald aus dieser bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, bald aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und so meinen Anteil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken alles mit einmal abzutun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die von einander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mitteilen. Der älteste Bruder gibt in gutem Deutsch Bericht von allerlei Gegenständen und Ereignissen seiner Reise. Die Schwester, in einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Punkten und kurzen Sätzen [...], erwidert bald ihm, bald den andern Geschwistern, was sie teils von häuslichen Verhältnissen, teils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder studiert Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechisches Postskript hinzufügt. Einem folgenden in Hamburg als Handlungsdienstler angestellt, ward natürlich die englische Korrespondenz zu Teil, so wie einem jüngern der sich in Marseille aufhielt, die französische. Zum Italiänischen fand sich ein Musikus auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich aufs Judendeutsch gelegt, und brachte durch seine schrecklichen Chiffren die übrigen in Verzweiflung, und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, studierte, und zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten. Auf diese Weise wurden meine Exerzitienbücher viel voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr was mir an eigenem Vorrat und an Fertigkeiten abging.“ (FA I 14, S. 137 f.)

Es lohnt hier ein Vergleich mit GOETHES Ausbildungskonzept, das oben aus dem Gespräch mit FALK rekonstruiert wurde. Der ‚künstlichen Spezialisierung‘ – der vom Vater geforderten rein sprachlichen Beschäftigung mit dem Englischen – wird eine ‚natürliche Vielfältigkeit des Behandelten‘ – hier: die Ausweitung auf sämtliche verfügbaren Sprachen *und* die Einbindung des Sprachgebrauchs in einen praktischen Lebenszusammenhang innerhalb der fiktionalen Welt – entgegengesetzt. Anstelle der ‚Wiederholung‘ durch den Rückgriff auf ‚Beispielsammlungen‘ oder ‚diesen oder jenen Autor‘ wählt der 13jährige Schüler (oder eben der 62jährige Autobiograph – der Briefroman ist nicht erhalten) GOETHE in der Erfindung eines – wenn auch wahrscheinlich aus Versatzstücken konstruierten – neuen Figuren- und Handlungszusammenhangs den Weg der ‚Innovation‘. Durch diese höchst individuelle ‚Lernmethode‘ entzieht er sich dem ungeliebten Unterricht in der

Gruppe Gleichaltriger.<sup>16</sup> Das Überschreiten der alleinigen Bindung an ‚vorgefertigte Konzepte‘ – hier repräsentiert durch die Grammatiklehrbücher (FA I 14, S. 38 f.) – ermöglicht die Beschäftigung mit ‚realen Gegenständen‘: beispielsweise mit der ‚Geographie der Gegenden‘, in denen sich die fiktiven Korrespondenten aufhalten. Für die ‚unmittelbare Anschauung‘, d.h. einen Sprachunterricht aus erster Hand, hatte GOETHEs Vater zumindest teilweise durch die Beschäftigung von Muttersprachlern wie beispielsweise DOMENICO ANTONIO GIOVINAZZI für das Italienische gesorgt.

Was die Motivation für diese höchst spezifische Form kindlicher Sprachstudien anbetrifft, so ist sie zunächst rein äußerlich. Anders als beim späteren von ihm selbst initiierten Hebräisch-Unterricht folgte GOETHE hier lediglich dem „Erziehungs- und Unterrichts-Kalender“ (FA I 14, S. 44) seines Vaters. Mit entsprechendem Fokus aufs Didaktische fällt auch die abschließende Wertung aus: der Knabe bemerkt die Lücken in seinen Sprachkenntnissen, die Übungshefte füllen sich, und folgerichtig ist der Vater zufrieden. Doch inmitten dieses pädagogischen Rahmens entwickelt sich unübersehbar eine sekundäre, weitaus stärkere Motivation: die Freude am Spiel mit der Phantasie und mit poetischen Formen (hier: der Gattung des Briefromans), die sich nicht allein an der gestellten Aufgabe (dem Erlernen verschiedener Sprachen) entzündet, sondern auch zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit ihr führt (der Beschäftigung mit Landeskunde und Mentalität). Das, was sich hier bereits zeigt, hat GOETHE 1797 als „den Mittelpunct und die Base seiner Existenz“ bezeichnet: den „nach innen und außen fortwirkende[n] poetische[n] Bildungstrieb“. (WA I 42.2, S. 506)

### 3 Dienstlicher Übereifer: Goethes Beschäftigung mit Bergbau und Mineralogie

„Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen“ (FA II 12, S. 158) – so äußerte sich GOETHE gegenüber ECKERMANN am 12. 5. 1825. Auch wenn es in diesem Gespräch um GOTTFRIED AUGUST BÜRGER und zum dessen dichterische Entwicklung ging,

---

16 GOETHEs negative Beurteilung der kollektiven Unterrichtsformen in seiner Kindheit zeigt sich beispielsweise in der folgenden Passage: „Privat-Stunden, welche sich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösigkeiten meiner Gesellen, brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden.“ (*Dichtung und Wahrheit*, FA I 14, S. 40)

läßt sich daran auch in bezug auf die *naturwissenschaftlichen* Studien des *Sprechers* anknüpfen.

Die bereits in der Episode des ‚Sprachlernromans‘ aufscheinenden Bildungsmaximen GOETHEs – Vielfältigkeit, Innovation und individueller Zugang bei der unmittelbaren Anschauung realer Gegenstände – werden hier ausgebaut und auf Dauer gestellt. Eine Weiterentwicklung – ob tatsächlich durchgehend in ‚aufsteigender Linie‘, also zum Besseren, sei dahingestellt – zeigt sich auch in bezug auf die Motivation: Die kreative ‚Übererfüllung‘ von Aufgaben Dritter macht zunehmend einer lediglich durch äußere Anlässe initiierten und in beträchtlichem Maße durch Widerspruchsgeist vorangetriebenen Entwicklung und Verfolgung eigener Interessen Platz.

Der Beginn seiner naturwissenschaftlichen Studien steht nach GOETHEs eigener Auskunft im Zusammenhang mit seinem Wechsel nach Weimar. Was er an Kenntnissen auf diesem Gebiet aus Frankfurt mitbrachte, war mehr als dürftig:

„Von dem [...] was die eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff“. Dies änderte sich 1775: „In das tätige Leben [...] sowohl als in die Sphäre der Wissenschaft trat ich eigentlich zuerst als der edle weimarische Kreis mich günstig aufnahm; wo außer andern unschätzbaren Vorteilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Garten-Atmosphäre zu vertauschen.“ (*Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit*, 1831, FA I 24, S. 733)

GOETHEs weitgestreute und teilweise umfangreiche naturwissenschaftliche Studien resultierten jedoch nicht aus ‚atmosphärischen Einwirkungen‘ – Forschung war für ihn sicher zu keinem Zeitpunkt eine ‚aus der Luft gegriffene‘ spielerische Freizeitbeschäftigung –, sondern lassen sich konkretisieren im Hinblick auf ihre jeweiligen Anlässe und Zwecke.

Zunächst stehen sie in direktem Zusammenhang mit seiner beruflichen Tätigkeit. Zusätzlich zu seiner Mitgliedschaft (seit 1776) im ‚Geheimen Consilium‘, einer Art Kabinett, in dem alle wichtigen politischen Fragen des Herzogtums besprochen wurden, übernahm GOETHE bald leitende Funktionen in einzelnen Verwaltungsressorts. Dazu gehörten vor seiner Italienischen Reise die Kriegs- und Wegebaukommission sowie die Kammer, die Finanzbehörde des Herzogtums.

In besonderem Maße mit seinen naturwissenschaftlichen, genauer: mineralogischen Studien verbunden ist jedoch seine Tätigkeit in der Bergwerkskommission, die ihm als erstes Ressort bereits 1777 übertragen wurde (KRÄTZ 1998, S. 44–63). Sie war vom Herzog ins Leben gerufen worden, um den Ilmenauer Kupfer- und Silberbergbau wieder aufzunehmen. Goethe beschäftigte sich intensiv mit diesem Projekt und konnte schließlich am

24.2.1784 mit einer feierlichen Rede den neuen Bergbau zu Ilmenau eröffnen. Obwohl dem Unternehmen kein Erfolg beschieden war – bereits 1800 mußten die Schachtanlagen wieder stillgelegt werden –, hat Goethe noch am 16.3.1824 im Gespräch mit KANZLER VON MÜLLER den Nutzen dieser Aufgabe für sich hervorgehoben:

„Wir kamen auf seine [Goethes] Ilmenauer Bergbaurede zu sprechen [...] Bei dieser Gelegenheit sagte er, daß er höchst unwissend in allen Naturstudien *hierher* gekommen und erst durch das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen praktische Ratschläge geben zu können, zum Studium der Natur getrieben worden sei. Ilmenau habe ihm viel Zeit, Mühe und Geld gekostet, dafür habe er aber auch etwas dabei gelernt und sich eine Anschauung der Natur erworben, die er um keinen Preis vertauschen möge.“ (BIEDERMANN/HERWIG, Bd. 3/1, S. 667, Nr. 5434)

Trotz ihres gänzlich anderen Stellenwerts – immerhin ging es um nicht weniger als die wirtschaftliche Entwicklung und finanzielle Sanierung einer Region mit Konsequenzen für das ganze Herzogtum – sind GOETHEs mineralogische Studien hinsichtlich der *Bildungsmotivation* durchaus vergleichbar mit seinem ‚kreativen Sprachunterricht‘. Es ist eine konkrete, von außen – hier durch den Herzog und Freund – gestellte Aufgabe, die zur intensiven Beschäftigung mit dem Gebiet führt. Daß diese weit über das ‚Geforderte‘ hinausging, veranschaulicht nicht nur GOETHEs Fortführung seiner mineralogischen Interessen nach der Auflösung der Bergwerkskommission (um 1807): vom kontinuierlichen Ausbau seiner Gesteinssammlung zu einem Umfang von 18.000 Objekten bis hin zur Abfassung von Katalogen für die kommerziell vertriebenen Karlsbader ‚Sprudelsteine‘. Diese ‚Übererfüllung‘, d.h. die Emanzipation des eigenen Interesses von der gestellten Aufgabe, die damit in bezug auf die Motivation nurmehr die Rolle eines Anlasses spielt, zeigt sich auch in GOETHEs unmittelbarer Beschäftigung mit dem Ilmenauer Bergbau. Neben praktischen Vorbereitungen, wie Gesteinsuntersuchungen, Schmelzversuchen und Finanzierungsbelangen – sämtlich Neuland für ihn, in das er sich erst einarbeiten mußte –, kümmerte sich GOETHE auch um die Heranziehung fachkundigen Personals. So sorgte er dafür, daß JOHANN CARL WILHELM VOIGT bereits während seines Studiums der Bergwissenschaften an der Bergakademie Freiberg (1777–1780) vom Herzog unterstützt wurde. 1780 beauftragte GOETHE seinen Schützling mit einer systematischen Untersuchung der geologischen Verhältnisse im Herzogtum. In seinem Brief an JOHANN HEINRICH MERCK vom 11.–13.10.1780 wird deutlich, daß die pflichtgemäße Erfüllung des herzoglichen Auftrags dabei gegenüber dem eigenen Bildungs- und Forscherdrang GOETHEs – für dessen Befriedigung auch VOIGT eingesetzt wurde – zurückgetreten war:

„Nun muß ich dir noch von meinen mineralogischen Untersuchungen einige Nachricht geben. Ich habe mich diesen Wissenschaften, da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben und habe [...] eine sehr große Freude daran. Ein junger Mensch [Voigt], der auf der Freiburger Akademie studirt und von daher eine außerordentlich reine Nomenclatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details mitgebracht hat, ist mir vom größten Nutzen. Denn daran fehlt mir's just, und ich habe weder die Namen einzelner Körper, mit denen man gewöhnlich so konfus ist, noch auch gewisse andere bestimmte Begriffe zusammenbringen können. [...] Und so lass' ich diesen Menschen seit ungefähr einem halben Jahr [...] das Land durchreisen und schränke mich nicht philisterhaft [...] darauf ein, ob dieser oder jener Berg dem Herzog von Weimar gehört, oder nicht. Wie ein Hirsch, der ohne Rücksicht des Territoriums sich ässet, denk ich muß der Mineraloge auch seyn.“ (FA II 2, S. 305)

#### 4 Tätiges Entgegenwirken: Morphologie und Farbenlehre

Stellen GOETHEs mineralogische Studien hinsichtlich der Motivation eine Übergangsform dar, so zeigt sich in dieser Beziehung bei seinen Beschäftigungen mit Osteologie und Botanik eine zunehmende Tendenz zur Individualisierung. Keines dieser Wissensgebiete stand in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner amtlichen Tätigkeit, noch gingen seine Arbeiten auf anderweitige ‚Forschungsaufträge‘ zurück.

Im Fall von GOETHEs Studien zum Zwischenkieferknochen kamen verschiedene Anstöße zusammen: der enge Kontakt mit seinem anatomisch interessierten Freund MERCK, zeitgenössische Fossilienfunde und die aktuelle, teils religiöse, teils naturwissenschaftliche Diskussion über die anatomische Sonderstellung des Menschen: „Die nahe Verwandtschaft des Affen zu den Menschen nötigte den Naturforscher zu peinlichen Überlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenem ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zugeteilt sei, diesem aber ein solcher fehle.“ (*Principes de Philosophie Zoologique*, 1832, FA I 24, S. 827) Es war wohl vor allem der Widerspruch, der sich zwischen dieser Lehrmeinung des berühmten zeitgenössischen Anatomen PETRUS CAMPER und seiner eigenen harmonischen Naturvorstellung eröffnete, der GOETHE bei seinen intensiven Schädelstudien motivierte. Entsprechend groß war seine – über jeden berechtigten ‚objektiven‘ wissenschaftlichen Stolz hinausgehende – Freude, als er im Frühjahr 1784 den Zwischenkieferknochen beim Menschen nachweisen konnte. Sie zeigt sich in seinem Brief vom 27.3.1784 an JOHANN GOTTFRIED HERDER, mit dem er sich in bezug auf die Vorstellung von der ununterbrochenen anatomischen Stufenfolge vom Tier zum Mensch einer Meinung wußte:



„Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden – weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht – das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur und siehe da ist es. Nun bitt' ich dich, laß dich nichts merken, denn es muß geheim behandelt werden. Es soll dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie!“ (FA II 2, S. 504)

Auch bei seinen botanischen Studien, die 1790 zur Veröffentlichung des *Versuchs die Metamorphose der Pflanzen zu erklären* führten, läßt sich diese mehrschichtige Motivation GOETHEs beobachten. Den äußeren Anlaß lieferten die ausgeprägten naturwissenschaftlichen Interessen des Herzogs, der „große, sonnige Gartenflächen, in der Nachbarschaft von schattigen und feuchten Plätzen, einer botanischen Anstalt widmete“. Damit wurde GOETHE „genötigt, über botanisches Wissen immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen“. Wie bei seinen osteologischen Forschungen orientierte er sich zunächst an der anerkannten zeitgenössischen Fachliteratur, hier an den Arbeiten CARL VON LINNÉs und seiner Schüler:

„Linnés Terminologie, die *Fundamenta* worauf das Kunstgebäude sich erheben sollte, Johann Geßners Dissertation zu Erklärung Linnéscher *Elemente*, alles in Einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen, und noch heute erinnert mich eben dasselbe Heft an die frischen, glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerst eine neue Welt aufschlossen.“ (*Geschichte meines botanischen Studiums*, 1817, FA I 24, S. 408).

Analog zur Beschäftigung mit dem Zwischenkieferknochen tat sich für GOETHE während des Studiums dieser Schriften eine grundsätzliche Differenz zu seiner eigenen Anschauungsweise auf:

„indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte, nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens, zur Vereinigung anstreben.“ (Ebd., S. 408 f.)

Die enorme Attraktivität dieses Gegensatzes hat GOETHE im selben Zusammenhang unterstrichen: „ich [will] bekennen, daß nach *Shakespeare* und *Spinoza* auf mich die größte Wirkung von *Linné* ausgegangen war und zwar gerade durch den Widerstreit zu welchem er mich aufforderte.“ (Ebd., S. 408) Auch die Konsequenz, die GOETHE für die Fortführung seiner wissenschaftlichen Studien zog, ähnelt sich in beiden Bereichen. Hatte er in seiner osteologischen Forschung „die Bücher bei Seite“ gelegt und war „unmittelbar an die Natur“ (*Principes de Philosophie Zoologique*, FA I 24, S. 827) gegangen, so kam er auch auf dem Gebiet der Botanik zu der Überzeugung, „daß für mich noch ein anderer Weg sein möchte, analog zu meinem übrigen Lebensgange“

(*Geschichte meines botanischen Studiums*, FA I 24, S. 413) – die Metamorphosenlehre als „heiter[er], freie[r] Weg zur Naturwahrheit“ (ebd., S. 414).

In viel stärkerem Maße als bei der Mineralogie mußte sich GOETHE in seinen osteologischen und botanischen Studien auf eine allgemein menschliche Kompetenz als Grundlage auch und gerade naturwissenschaftlicher Forschungen berufen. Dies explizit zu machen und mithin den Erklärungsbedarf seines – von der etablierten Wissenschaft bekanntlich weitgehend abgelehnten – ‚Sonderwegs‘ zu akzeptieren, erforderte einen beträchtlichen emotionalen Abstand. So finden sich die oben angeführten bildungsbiographisch eingebetteten Bekenntnisse des Autodidakten GOETHE erst in seiner späten naturwissenschaftlichen Publizistik. Vor allem in seiner Zeitschrift *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie* (1817–1824) räumte er neben dem Wieder- und teilweise Erstabdruck seiner Forschungsergebnisse deren methodologischer Rechtfertigung breiten Raum ein. Ein besonders prägnantes Beispiel dafür ist sein 1820 veröffentlichter Aufsatz *Vorschlag zur Güte*, in dem er seine von der Fachwelt kaum anerkannten Forschungen als gleichberechtigte Beiträge „im ungemessenen Felde“ der Naturstudien verteidigte:

„Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen. Wer mit gesunden, offenen, freien Sinnen sich hinein fühlt übt sein Recht aus, eben so das frische Kind als der ernsteste Betrachter.“ (FA I 25, S. 40).

Wenn GOETHE im Anschluß daran die notwendigen Fertigkeiten der Naturforscher aufzählt, so zeigt sich sowohl in der Reihenfolge als auch in der – hier von mir hervorgehobenen – Charakterisierung die unübersehbare Bevorzugung des natürlichen (‚autodidaktischen‘) gegenüber dem abstrahierenden (‚akademischen‘) Zugang:

„Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistestätigkeiten, welche tausendfältig einzeln und zusammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerkern, sondern, zählen, messen, wägen sind *gleichfalls* große Hilfsmittel [...]“ (ebd.).

Es liegt auf der Hand, daß jede ‚Individualisierung der Wissenschaft‘ die Gefahr der Immunisierung gegenüber anderen als den eigenen Wertmaßstäben in sich birgt. Die daraus fast zwangsläufig resultierende Selbstüberschätzung zeigt sich bei GOETHE bereits auf einem anscheinend ungefährlichen Terrain, nämlich am Ende des oben angeführten ‚mineralogischen Gesprächs‘ mit KANZLER VON MÜLLER am 16.3.1824. Dort gelangte GOETHE zu dem wahrlich nicht bescheidenen Resümee: „Mit allen Naturlehrern und Schriftstellern getraue er sich es aufzunehmen, sie scheuten ihn auch alle, wenn sie

schon oft nicht seiner Meinung wären.“ (BIEDERMANN/HERWIG, Bd. 3/1, S. 667, Nr. 5434)

Wohin die Radikalisierung sowohl der ‚Motivation durch Widerspruch‘ als auch des autodidaktischen Zugangs führen konnte, zeigt sich besonders deutlich in GOETHES Polemik gegen NEWTON im Rahmen seiner Arbeiten und Äußerungen zur Farbenlehre. Nicht nur Überschätzung, sondern allgemeiner Fehleinschätzung der eigenen Leistungen – so lautet wohl das Urteil der meisten heutigen und damaligen Leser in bezug auf GOETHES Kampf gegen NEWTON. Welche enorme Wichtigkeit er dabei der ‚Motivation durch Widerspruch‘ zumaß – konkret: der Bekämpfung der physikalisch-mathematischen Abstraktion und Modellbildung in der Farbentheorie NEWTONS und ihrer Ersetzung durch die Einbindung der Chromatik in GOETHES Konzeption einer auf ‚Polarität‘ und ‚Steigerung‘ beruhenden harmonischen Naturordnung –, zeigt sich in ECKERMANNs Aufzeichnung vom 2.5.1824:

„Um Epoche in der Welt zu machen, sagte er [Goethe] [...], dazu gehören bekanntlich zwei Dinge; erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. *Napoleon* erbte die französische Revolution, *Friedrich der Große* den schlesischen Krieg, *Luther* die Finsternis der Pfaffen, und *mir* ist der Irrtum der Newtonischen Lehre zuteil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen.“ (FA II 12, S. 116)

Selbst den glühendsten Verehrer von GOETHES Farbenlehre – die in ihrer Akzentuierung der physiologischen Grundlagen und ästhetischen Wirkung der Farbwahrnehmung durchaus noch heute anschlussfähig ist – wird es schon beträchtliche Mühe kosten, den Kampf gegen NEWTON auf einer Stufe mit den angeführten historischen ‚Parallelfällen‘ zu sehen. Gänzlich vorbei ist es mit der Nachvollziehbarkeit der Position GOETHES aber wohl spätestens dann, wenn er – in durchaus stringenter Argumentation – seinen Schriften zur Farbenlehre eine weit größere Bedeutung als seinen Dichtungen beimißt:

„Auf Alles was ich als Poet geleistet habe, pflegte er [Goethe] wiederholt zu sagen, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch Trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über Viele.“ (Gespräch mit ECKERMANN am 19. 2. 1829, FA II 12, S. 320)

Sollte man aus den beiden skizzierten Bereichen – dem Fremdsprachenstudium des Schülers und ausgewählten naturwissenschaftlichen Arbeiten des Erwachsenen – ein Resümee zu GOETHES Bildungspraxis ziehen, dann käme man zu einem sehr zwiespältigen Ergebnis. Allzu deutlich stehen einander die erstaunlichen Beobachtungsgabe, Aufnahme- und Begeisterungsfähigkeit,

der Arbeitseifer und das innovative Potential auf der einen Seite sowie die Theoriefeindlichkeit, Reizbarkeit, mangelnde Kritik- und Teamfähigkeit, das Geltungsbedürfnis sowie die Tendenz zur Selbstüberschätzung auf der anderen Seite gegenüber. Zur Charakterisierung seiner Position, aber auch als empfehlenswerte Einstellung für denjenigen, der sich mit dem Autodidakten GOETHE beschäftigt, könnte man Zuflucht zur folgenden Passage aus dem Jahr 1823 nehmen:

„Ferner bedenke man, daß man [in der Wissenschaft] immer mit einem unauflöselichen Problem zu tun habe, und erweise sich frisch und treu, alles zu beachten was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige was uns widerstrebt: denn dadurch wird man am ersten das Problematische gewahr, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt.“ (*Älteres, beinahe Veraltetes*, FA I 25, S. 59)

Leichter fällt das Resümee in bezug auf die Resultate dieses Bildungsprogramms. Man kann GOETHE einerseits weitgefächerte und zum großen Teil solide Fremdsprachenkenntnisse und – wohl mindestens ebenso bedeutsam – ein bis ins hohe Alter anhaltendes Interesse für fremde Sprachen und Kulturen bescheinigen. Andererseits wird man den Umfang seiner naturwissenschaftlichen Studien bewundern, ihm mit seinem Aufsatz über den Zwischenkieferknochen eine echte wissenschaftliche Entdeckung und darüberhinaus eine Anzahl weiterer Arbeiten zugestehen, die auf der Höhe der damaligen Forschung standen und/oder sich teilweise weit über ihre Entstehungszeit hinaus als anschlussfähig erwiesen.

Alles in allem ist damit die spezifisch GOETHESche Form der Selbstbildung gewiß als außergewöhnlich erfolgreich einzuschätzen.

Und doch ist es ebenso gewiß, daß die Bildungserfolge GOETHES in den bisher betrachteten Gebieten kaum zu der Resonanz in Deutschland und überall auf der Welt geführt hätten, die sich besonders in diesem Jahr allerorten zeigt: von Jubiläumsausgaben und -übersetzungen bis zur Wahl Weimars als Kulturstadt Europas. Auch die Einbeziehung der weiteren naturwissenschaftlichen Studien, der ‚halbprofessionellen‘ zeichnerischen Arbeiten, ja sogar der ästhetischen und autobiographischen Schriften würde daran wohl wenig ändern.

Was GOETHE bis heute Anschlussfähigkeit, Aktualität und Attraktivität sichert, sind in erster Linie seine Dichtungen, die Früchte seines ‚poetischen Bildungstriebes‘. Besonders in seinen späten Werken, wie dem *West-östlichen Divan*, *Wilhelm Meisters Wanderjahren* und – allen voran – dem zweiten Teil des *Faust* ist es GOETHE gelungen, seine vielfältigen Interessen poetisch zu transformieren und sie in Beziehung zueinander zu setzen, d.h. zu erhöhen,

gleichzeitig aber auch zu relativieren. Das Spätwerk hat, so HENDRIK BIRUS' treffende Formulierung, „durch diese Realitätsgesättigkeit eine Prägnanz und Vielbezüglichkeit gewonnen, die ohnegleichen ist.“ (DONAT/BIRUS 1999, S. 13)

Gar nicht weit entfernt von diesem Resümee ist das Ergebnis, zu dem GOETHE in der bereits zitierten „Psychographie“ (SUPHAN 1895, S. 26) aus dem Jahr 1797 gekommen ist:

„Immer thätiger nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden und, da er nicht beschauend sondern nur practisch ist, nach außen ihrer Richtung entgegen wirken. Daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum thätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat; da er sich aber gegen alle drey bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen.“ (WA I 42.2, S. 506)

Es scheint fast, als wäre GOETHE bei seiner Analyse mit größerer Distanz und Schonungslosigkeit vorgegangen – aber schließlich ging es bei ihm nicht um das vor 250 Jahren geborene vielleicht letzte Universalgenie, sondern nur um ihn selbst.

### **Quellen (im Text verwendete Abkürzungen in eckigen Klammern)**

- [BIEDERMANN/HERWIG]: Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von FLODOARD FREIHERRN VON BIEDERMANN. Ergänzt u. hrsg. v. WOLFGANG HERWIG. 5 Bde. in 6 Teilbänden. München 1998.
- [BODE]: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammenge- stellt von WILHELM BODE (1918–1923). 3 Bde. Berlin 1999.
- [DGZ]: Der junge Goethe in seiner Zeit. Texte und Kontexte. In zwei Bänden und einer CD-ROM. Hrsg. v. KARL EIBL, FOTIS JANNIDIS u. MARIANNE WILLEMS. Frankfurt a.M. 1998.
- [FA]: GOETHE, J.W.: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Vierzig Bände. Hrsg. v. FRIEDMAR APEL u.a. Frankfurt a.M. 1985–1999. (Zitiert unter Angabe von Abteilung und Band.)
- [WA]: Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der GROßHERZOGIN SOPHIE VON SACHSEN. 133 Bde. Weimar 1887–1919, Reprint München 1987. (Zitiert unter Angabe von Abteilung und Band.)

### **Literatur**

- BÖHME, G.: Goethe – Naturwissenschaft, Humanismus, Bildung. Ein Ver- such über die Gegenwart klassischer Bildung. Frankfurt a.M. u.a. 1991.
- BOYLE, N.: Goethe. Der Dichter in seiner Zeit. Band 1. 1749–1790. Aus d. Engl. übers. v. HOLGER FLIESSBACH. München 1999.
- DONAT, S. in Verbindung mit BIRUS, H.: Goethe – ein letztes Universalgenie? Göttingen 1999.
- DERS.: Das Goethe-Universum. Eine Agenda vom November und Dezember 1827. <http://www.goethe.de/z/11/universum/deindex.htm>
- DYCK, M.: Goethes Verhältnis zur Mathematik. In: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 23 (1961), S. 49–71.
- GASSNER, A.: Goethe als Eisläufer. Bern u.a. 1990.
- JANNIDIS, F.: Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs ‚Bildung‘ am Beispiel von Goethes „Dich- tung und Wahrheit“. Tübingen 1996.
- KRÄTZ, O.: Goethe und die Naturwissenschaften. Unter Mitwirkung v. HELGA MERLIN u. LUDWIG VESELY. München 1998.

- KREUTZER, L.: Wie herrlich leuchtet uns die Natur? Der Naturwissenschaftler Goethe – Porträt eines Verlierers. In: DERS.: Mein Gott Goethe. Essays. Reinbek bei Hamburg 1980, S. 30–46.
- MAYER, H.: Der Famulus Wagner und die moderne Wissenschaft. In: Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Literatur-, kunst- und musikwissenschaftliche Studien. In Zusammenarbeit mit KÄTE HAMBURGER hrsg. v. HELMUT KREUZER. Stuttgart 1969, S. 176–200.
- MUSCHG, A.: Ein Brief: Goethes Lebenstraum. Der Klassiker als Grenzphänomen. In: Bis an die Sterne weit? Goethe und die Naturwissenschaften. Ausgewählt v. MARGRIT WYDER. Mit einem Essay v. ADOLF MUSCHG. Frankfurt/Main u. Leipzig 1999, S. 177–209.
- RADBRUCH, G.: Goethe. Straßburger Promotions-Thesen. In: Ruperto-Carola 7 (1955), Nr. 17, S. 55–60.
- SUPHAN, B. (Hrsg.): Eine Charakteristik. Problematisch. In: Goethe-Jahrbuch 16 (1895), S. 20–30.
- TRUNZ, E.: Ein Tag aus Goethes Leben (1972). In: DERS.: Ein Tag aus Goethes Leben. Acht Studien zu Leben und Werk. München 1999, S. 7–41.
- WEINECK, E.: Goethes pädagogische Gedanken in „Dichtung und Wahrheit“. Phil. Diss. Leipzig 1911.
- WILPERT, G. v.: Goethe-Lexikon. Stuttgart 1998.
- ZASTRAU, A. (Hrsg.): Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung. Bd. 1. Stuttgart 1961.